Allgemeiner Oberschlesischer Anzeiger.

Redakteur und Verleger: Ad. Sigenhirdt.

XXXIX. Jahrgang. № 78. III. Quartal.

Ratibor den 29. September 1841.

Herbstgedanken.

Die letzten Erndtewagen fahren allmählig in die Scheuern, der Obstertrag wird nach und nach den Bäumen entnommen und schon hört man die taktmäßigen Schläge der Drescher, dieses melancholische Einzugslied des nahenden Herbstes, der die Morgen schon mit seinem kalten Athem anhaucht, bis zuletzt die Blätter von den Bäumen rieseln und klagend in ihr Grab rauschen. Wohl ist der Herbst eine Zeit des Heimwehs für die Menschen; das liegt in der Natur, mit der wir leben und welcher der natürliche Mensch ganz angehört, und welche daher auch auf unsere Stimmung unwillkührlich einwirkt. Jeder Frühling verherrlicht sich in unserm Herzen zur Hoffnung, jeder Herbst zur Wehmuth. Wenn der Herbst herannaht, die Abende früher sinken, das Angesicht der Sonne blutroth wird, indem sie scheidet, und die Nebel über die Felder ziehen: wenn falb und braun unsre Wiesen und Wälder stehen, und die Farbe der Hoffnung sich in die Farbe der Vergänglichkeit verwandelt: wenn nach kalten Nächten beim ersten Sonnenblick die verdorrten Blätter von den Bäumen rauschen, dann regt sich in unserm Herzen tiefe Wehmuth. Dunkel ist dann der Himmel überdeckt, und nur selten dringt ein matter schneller Sonnenstrahl hindurch, gleichsam als der letzte Liebesblick eines sterbenden Freundes. Die Vögel des Himmels ziehen hinweg, weit über Berg und Thal, über See und Land, und verlassen die arme Wintergegend. Viel verläßt uns dann; die Blumen verschwinden, die Wärme nimmt ab, Tod ist das Wort, das überall erschallt, und das nachhallt in der Menschen Seele. — Eine traurige Ahnung zieht dann in unserm Herzen herum, ein geheimes Leid thut sich kund, wir möchten auch wohl fort, hinaus, hinweg! Wir fühlen Heimweh. Im Lenze wird gesäet und in Hoffnung gepflanzt; im Herbste wird geerndtet und in die Scheune gesammelt; man trifft da Anstalten zum Erdulden einer armen, verlassenen Zeit, eines rauhen und kalten Winters. Wie am Abende des Lebens in der Nähe des Todes jeder Vorsichtige seine Angelegenheiten ordnet, das Ferne beitreibt, das Geschäft beschließt, den Freunden

Lebewohl sagt und dann in Ruhe und Ergebung die Abschiedsstunde erwartet, so treiben wir die Arbeit am Abende des Jahres. Es ist, als rüsteten wir uns zur baldigen Heimkehr, und das geschieht nicht ohne die Freuden und Schmerzen des Heimwehs. Die Welt wird im Herbste ein großes Sterbehaus. In einem Sterbehause geziemt sich nicht Freude; man sieht den Sterbenden, wohin man sich wendet, und alle Arbeit, die noch im Hause geschieht, ist darauf gerichtet, den geliebten Todten mit Ehren ins Grab zu bringen. So wird dann in der That die Schöpfung im Herbste ein großes Trauerhaus; tausend Sterbende hauchen vor unseren Augen ihr Leben aus; Alles trauert und unsere Arbeit geht darauf hin, die Leichen zu ordnen und zu bestatten. Wir sind allein und Alles ist einsam. Es ist ein Schweigen in der Natur, wie unter Todten. Dann ist es ein Heimweh, ein Schmerz des Abschiedes, was uns erfüllt; Trauer, daß wir bleiben, Sehnsucht hinaus nach der Heimath. — Doch, das ist nur Eine Seite. Wir leben nicht blos mit der Natur, sondern auch in derselben. Was die Natur trifft, trifft auch unsern Körper, er ist denselben Gesetzen unterworfen, derselben Regel der Vergänglichkeit. In der Natur schauen wir im Herbste zurück auf eine schöne Vergangenheit. Eine Zeit voll Licht und Leben, ein Frühling voll Blüthen, ein Sommer voll Frucht, Jahre voll Arbeit und Freude sind geschlossen. Wehmüthig stehen wir und nehmen von dem Allen Abschied. Was haben die Abende, was haben die Morgenstunden uns gebracht, was die vielen Stunden des langen Tages? Standen wir nicht oft mit einem überströmenden Herzen vor der schönen Welt unsers Gottes? Blühte und jauchzte nicht Alles um uns und in uns? Das ist nun vorüber! Jeder Augenblick im Leben ist der Scheidepunkt der Vergangenheit; wir fühlen es aber nie mehr als im Herbste. Da kehren noch Ein Mal die köstlichen Bilder der Vergangenheit zurück. O lebt nun alle wohl, ihr schönen Tage und Stunden, ihr kommt nie wieder, und waret doch so schön! Nun erfahren wir, wir sind nicht daheim, wir sind in der Fremde. Wir fühlen Heimweh. Wir leben in der Natur und gehen mit ihr manchem Leid entgegen. Die Natur steht vor dem Winter, vor der Kälte, vor dem Tode. Wie wird in ihm sich Alles verändern? Welche Leiden werden uns verwunden, welche Sorgen werden uns drücken, welche Hoffnungen werden für uns zu Grunde gehen? Der Herbst ist eine gefährliche Zeit. Wer wird von uns erkranken, welche Uebel wird der Winter uns bringen? Der Herbst ist das Alter der Natur. Auch uns kommt es nach Gottes Willen, es kommen die Jahre, wo die Kraft gelähmt, wo Schönheit und Jugend verblüht, und das Herz tausend Freuden verschlossen ist. Und dann kommt der Tod. — Der Herbst ist eine Zeit des Sterbens. Wie wird es mir dann sein, wenn die schwere Stunde erscheint? Werden der Lieben Viele um mich stehen und die erkaltende Hand mit ihren heißen Thränen zum letzten Male erwärmen? Wird eine himmlische Stimme mir zurufen: „Gehe ein zu Deines Herrn Freude?“ Wird dann noch ein treuer Freund auf meinem Grabe eine Rose pflanzen und auf den Grabstein setzen: „Hier verweset ein Herz, das oft in unendlicher Freude geschlagen, oft in namenlosen Schmerz gezittert hat?“ — Ja, die sterbende Natur ist eine Mahnung an unser eignes Sterben. Jedes fallende Laub soll uns sagen: so fällt auch

von Deinem Leben eine Freude nach der andern ab. Jede öde Wiese soll uns sagen: so ist die Erde ein großer Gottesacker, wo die Gebeine der Deinigen ruhen, und bald auch Deine Gebeine. Der ganze Herbst soll uns sagen; Du lebst in der Natur und Du leidest und stirbst mit ihr. Das Gras verdorret und die Blume fällt ab. Aber damit geht dann auch unser Blick höher, und unser Heimweh wird himmlisch. Wir leben über der Natur. Die Vergänglichkeit des Irdischen verweiset uns auf das wahre Ende, das nur Einmal kommt und Alles beschließt. Ist ein Herbst in der Natur vorüber, so beginnt ein neuer Lauf der Jahreszeiten, es kommt ein anderer Herbst und so immer weiter. Aber wenn unser Herbst vorüber, der Tod uns einmal erschienen ist, kehrt nichts wieder. Der Lauf ist vollendet, wir gehen zur ewigen Heimath. O es wäre unerträglich, denselben Weg noch einmal zu machen; von Kindeswahn zu Jünglingsthorheit, von Mannes Plage zu Greises Schwäche! Wir sehnen uns nach dem Ende alles Vergänglichen, und heraus aus den Gesetzen des Wechsels und der Fremde. Wir fühlen ein höheres Heimweh. Das Wiederkehrende im Irdischen verweiset uns auf das ewig Bestehende, unser wahres Vaterland. Das wahre Ende ist auch der wahre Anfang. So wird Herbstes Wehmuth zum Heimweh. Hier sind wir in wilder Fremde, man liebt uns so selten: häufig ist man hart, sehr hart gegen uns; man scheint nicht zu wissen, woher wir sind. Droben ist das Vaterland. Da ist die Heimath, aus der wir stammen und deren Spuren wir an uns nicht verwischen können. Dort das ewige Vaterherz, nach dem wir uns sehnen, mit seinem grenzenlosen Erbarmen und seiner überschwänglichen Liebe. Da unsre Todten! Sie waren unser und werden uns einst Willkommen zurufen! —

Bekanntlich hat vor einiger Zeit ein Franzose als Erwiderung auf das Rheinlied von Niclas Becker ein Gedicht voll von beleidigenden Anspielungen auf die Deutschen veröffentlicht, worin jede Strophe mit den Worten beginnt:

„Nous l'avons eu votre Rhin Allemand"

Darauf brachte die Cölner Zeitung folgende treffliche Entgegnung, die wohl nicht so allgemein bekannt geworden ist, als sie es verdient:

A Monsieur M.

Nous l'avons eu — mot de misère!
Nous l'aurions — grand mot des sots
Nous l'aurons — ne console guère,
Nous l'avons — c'est le mot des mots!
Gardez modestement votre part retenue,
Gardez! ou elle s'en va la voie de „l'avoir eu."

....

Miscellen.

Wenn es unter den Fuhrleuten welche giebt, die die ihnen anvertrauten Pferde auf das roheste mißhandeln, so finden sich hin und wieder auch solche, deren Vorliebe für diese armen Thiere bis zur Ergebenheit geht. Zu den letztern gehörte ein gewisser Lallemand, Fuhrmann bei Frau Collet, Gypsgruben-Inhaberin in Cheronne. Nichts in der Welt lag diesem Menschen so sehr am Herzen als sein Pferd, und wenn dieses Thier je einmal krank ward, so that er zum Verzweifeln. In einem solchen Falle sah sich kürzlich der Thierarzt veranlaßt zu einem Aderlaß zu schreiten. Lallemand brach während dieser Operation in Weinen und Schluchzen aus. Seine Cameraden, die eine solche Zärtlichkeit nicht begreifen konnten wollten sich über ihn lustig machen; Lallemand, aufgebracht hierüber, bemerkte ihnen kurzweg: „Ich liebe einmal mein Pferd, und das geht Euch gar nichts an. Zum Beweise, daß ich es liebe, wollt ich sein Blut trinken." Darüber wird der arme Kärrner von Neuem bespöttelt und geneckt, bis er endlich wirklich ein Glas des abgezapften Blutes ergreift, und ohne Ekel hinun-

terstürzt. — Diese Liebesprobe mußte der Arme mit seinem Leben bezahlen. Das, in Folge der Krankheit des Pferdes, ohne Zweifel angesteckte Blut äußerte seine Wirkung alsbald auf die furchtbarste Weise; man mußte den Kärrner ins Hospital Saint-Antoine bringen lassen, wo er nach einigen Stunden unter den schrecklichsten Qualen seinen Geist aufgab.

In einem Pariser Gasthofe kehrte ein deutscher Maler ein, der in der Weltstadt sein Glück zu machen hoffte. Bald gingen ihm seine Gelder aus, und er sah sich genöthigt, seinen Wirth um Credit zu bitten, bis er sein bereits angefangenes Kunstwerk vollendet habe. Bald wurde der Gast nicht mehr an der Wirthstafel gesehen, doch war der Wirth befriedigt, so lange er, durch das Schlüsselloch sehend, an der entgegengesetzten Wand Mantel, Röcke und Beinkleider hängen sah. Da aber der Maler völlig unsichtbar wurde, entschloß sich der Wirth, die Thür erbrechen zu lassen, und war nicht wenig erstaunt, anstatt der wirklichen nur gemalte Kleidungsstücke zu erblicken. Auf einem Tische fand er auf einem Zettel folgende Worte: Meine Rechnung beträgt 400 Frs., wenn Sie das Bild öffentlich zeigen, werden sie gewiß zu ihrem Gelde gelangen. — Der Gastwirth zeigte seine Ausstellung und gewann bei dieser Speculation 1200 Frs.

In Rußland ist Alles (erzählt Kohl in seinen interessanten Petersburger Skizzen) nur auf den Schein berechnet. So wird z. B. in Petersburg Jahr aus Jahr ein auf allen Straßen neu gepflastert, aber wie? Die runden kleinen Steine, nur ganz locker aneinander gelegt, etwas Ziegelbrocken und Straßenkoth darüber gestreut, und das Pflaster ist fertig. Mehrmals sah ich neues, noch für Wagen gesperrtes Steinpflaster vom bloßen Darübergehen der Fußgänger zerfallen. Kein Wunder daher, daß im Frühjahr und Herbst wirklich ellentiefer Koth die Straßen bedeckt und es den Fußgängern völlig unmöglich macht, dieselben zu passiren. Aber nun die gerühmten Droschken! Zunächst das Fuhrwerk selbst, ohne Verdeck nur rittlings und balancirend zu benutzen, alle Stöße des Weges mit doppelter Kraft zurückgebend und allen Straßenkoth über die Fahrenden spritzend, sodann der unsaubere, nicht selten von Ungeziefer besessene Fuhrmann mit seinem meist abgetriebenen Pferde und endlich das erbärmlichste Straßenpflaster der Welt! Ich denke, dies zusammen ist genug, jeden Sehnsuchtsseufzer darnach zu unterdrücken.
